

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch

Band: 10 (1934)

Artikel: Die Reise nach Australien

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-699668>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ten ihr Laub längst verloren, ehe Gerlinde das Bett verlassen durfte. Ihre Mutter und sie waren allein zurückgeblieben, die andern waren längst nach Lindau zurückgekehrt. Jeden Samstag fuhren die Brüder über den See, die Schwester zu besuchen. So auch an jenem unglücklichen 23. November, einem düsteren Herbsttage. Schwarzes Gewölk bedeckte den Himmel, als die drei Brüder nach Lindau zurückkehren wollten. Vergeblich bat und beschwore die Mutter die Söhne, den Morgen abzuwarten. So stiessen sie ab und ruderten mit frischen Kräften hinaus in den See. Noch hatten sie die Seemitte nicht erreicht, als ein fürchterlicher Sturm losbrach. Das Boot schaukelte hin und her auf dem Wasser, doch die drei mutigen Burschen dachten an keine Umkehr.

Georg, der mittlere, stiess einen jähnen Schrei aus und wies auf ein graues Ungetüm, das von den niedrig hängenden Wolken herabzusteigen schien und sich mit dem wildbewegten Wasser vermählte. Es war eine Wasserhose, wie sie auf dem See sonst nur selten in Erscheinung tritt. Immer näher kam sie heran, mit schreckgeweiteten Augen sahen die Schiffer dem rasch sich nähern Ungetüm entgegen. Mit erhobenen Armen flehten sie Gott um Hilfe an. Doch kein Gott hatte Erbarmen. Ein dreifacher Schrei gellte über das Wasser. Die Wasserhose hüllte das Boot ein, und als sie vorübergebraust, war keine Spur mehr von dem Boot zu sehen. Samt seinen Insassen war es in die Tiefe gerissen worden.

Eine Stunde später war der Seespiegel wieder ruhig. Nichts deutete auf das grausige Unglück hin, dem drei blühende Menschenkinder zum Opfer gefallen.

Jetzt näherten sich vom Lande her etliche Boote. Man hatte das Schiff wohl bemerkt, doch der wütende Sturm hatte jegliche Rettung unmöglich gemacht. Zwei Ruder wurden aufgefischt und weitab trieb das leere Boot, das von den Wellen wieder an die Oberfläche gerissen worden. Die Insassen aber ruhten auf dem Seegrunde.

Unsäglich war der Schmerz der Eltern, und die schreckliche Botschaft warf Gerlinde neuerdings aufs Krankenlager. Sie schob sich die Schuld auch am Tode der Brüder zu und genas erst nach langer Zeit. Doch konnte sie ihres Lebens nicht mehr froh werden und zog sich in ein weltabgelegenes Kloster zurück. Die Welt hörte nichts mehr von der blonden Gerlinde von Kröl.

Das kleine Schlösschen Luxburg aber steht noch heute. Freilich in anderer Gestalt. Wenn der Abendwind die Wellen leise an den Strand wirft, wenn der wilde Sturm über den See fegt, klingt das Lied von der Liebe Lust und Leid aus den Tiefen herauf. Wie herzbrechend Weinen sei es anzuhören, behaupten die Fischer von Luxburg.

Das ist die Geschichte von der Liebe Lust und Leid, die sich immer wiederholt, solange Menschen auf Erden pilgern.

Die Reise nach Australien

Von ALFRED HUGGENBERGER

Auf der Heimkehr von einem Waldgang klopft der Wehrtanner Urech Leu seinem Nachbar vom Heiletsboden auf die Achsel. «So, Hannes, heut bin ich so richtig aufgelegt, heut will ich dir einmal erzählen, wie mein Bruder Heiri vor Jahr und Tag nach Australien gereist ist. Es ist eine lustige Geschichte; ich hätte sie selber bald vergessen, und es tut mir gut, sie in meinem Gehirnkasten ein wenig aufzufrischen.

Das musst du zum voraus wissen, der Heier hat daheim einfach nicht gut getan. Das heisst nicht etwa, er sei ein fauler Hund gewesen, o nein, beim Bauernschaffen hat er in allen Stücken seinen Mann gestellt. Nur an den Webstuhl wollte er um des Teufels willen nicht heran, den Webkeller nannte er die kleine Höll', und die wollte er nach seiner Behauptung mit dem, was er bis jetzt angestellt, noch nicht verdient haben. Der Vater, wie er denn immer ein Hartkopf gewesen, hat gesagt: «Da hindurch geht's, Bub, biegen oder brechen. Wenn du nicht bei schlechtem Wetter am Webstuhl schaffen willst, dannstell' ich dich vors Haus.»

Der Heier besinnt sich nicht lang, er nimmt die Türfalle in die Hand und ruft schon durchs

offene Fenster in die Stube herein: «So, draussen wär' ich, wenn's nur an dem fehlt, du brauchst dir keine Mühe zu machen. Aber wissen möcht' ich doch, ob ich mit meinen 23 Jahren nicht einen Zehrpfennig auf den Weg verdient habe.» Der Vater lenkt ein und geht ans Fenster: «Und die Strasse, Bub? Sonne oder Mond?»

Der Heier scheint sich das noch nicht überlegt zu haben. «Hä nun — zuerst will ich einmal ein Jahr lang laufen, immerzu, bis mir wo ein Ort recht ist. Hundert Stunden weit, auch zweihundert. Der Berg kann mir gestohlen werden und der Webstuhl da unten dazu.»

«Einem Vaganten geb' ich kein Geld zum Verschleissen», sagt der Vater. «Du musst dir ein Ziel vorstecken, ein richtiges Ziel, und auf das musst du zuhalten, immer gerade aus.»

«Dann fahre ich nach Australien», erwidert der Heier kurz und beschlagen. «Das ist mir nun just so ins Kopfhäuschen gerutscht. Australien ist auch auf der Welt. Bloss nach Amerika zu gondeln, das wäre mir zu blöd, nach Amerika kann jeder Laff reisen.»

«So etwas lass ich gelten, der Handel ist abgemacht», sagt der Vater. «Ich geb' dir fünf-

hundert Franken in die Hand. Wenn du dein Sparheftgeld dazulegst, so kannst du's machen. Aber ich will einen Brief von dir aus Australien bekommen, darunter tu ich's nicht.»

«Den Brief bekommst du. Wenn ihn der Briefträger bis in zwei Jahren nicht bringt, so ist das Schiff untergegangen.»

So haben die zwei den Vertrag durchs Fenster abgeschlossen, und am andern Tag früh ist der Heier schon gestiefelt und gestrahlt mit seinem Säcklein unter der Haustüre gestanden. «Ich darf nicht lang machen, sonst übernimmt's mich», hat er gesagt, als die Mutter vor Weinen fast in die Gichter kam. Ich glaube, er ist mit zehn oder elf Sprüngen schon im Kirschgartenholz unten gewesen. Die Leuen haben nie die Untugend gehabt, sich von der Wehleidigkeit zu Hampelmanen machen zu lassen.

Gut, der Heier hat also die grosse Reise frisch an den Hörnern gepackt. Am obern und am untern Kirschgarten ist er vorbeigewalzt, wo man schon mit Heuen anfing, unter der Bärenrüti, unter dem Steintobel hin, ohne auch nur mit einem Aug nach rechts oder links zu schielen. Auch vom Berg hat er nicht ein einziges Mal mit Stillstehen und Augenausputzen Abschied genommen. Den kann ich mir dann wieder angucken, wenn ich einmal von Australien zu Besuch heimkomme, hat er zu sich selber gesagt.

Beim Höflein zur Haberen steht die Witfrau des beim Holzen verunglückten Sali Gutknecht auf dem Stiegentritt und ruft ihn an:

«Wo 'naus, Heiri, wo 'naus?»

Nun, Bescheid muss man doch geben, wenn man im Anstand gefragt wird. Dazu ist die Witfrau Vrene gar nicht übel beieinander gewesen und kaum ein Jahr älter als er. Ist er also stillgestanden und hat die Vrene mit schiefgedrehtem Kopf ein bisschen ins Auge genommen.

«Ich geh ap! Den Berg könnt ihr behalten.»

«Das Wohin darf man scheint's nicht erfahren», kommt es von der Stiege zurück. «Läufst du etwa bloss der Nase nach, ins Blaue hinein?»

«Nach Australien geht's, wenn dich jemand fragen sollte.»

«Ist das weit?»

«Du bist ja solang wie ich in die Schule gegangen.»

«Jetzt möcht' ich nur noch aus dem Wunder kommen, ob heut der letzte Tag ist, wenn man nach Australien will.»

«Es fährt nicht bloss ein Schiff auf dem Meer», gibt der Heier zurück.

Die Vrene studiert ein wenig in sich hinein. «Dann könntest du vorher noch ein gutes Werk tun: du könntest mir die Tobelwies abmähen, es ist mir da fast zu steil. Das andere bring ich dann schon fertig.»

«Also. Macht man das.»

Der Heier legt sein Bündel in den Schopf, dengelt eine Sense und fängt an zu mähen. Die Sonne brennt heiß an die steile Halde, er mäht. Mittagessen in der freundlichen Stube. Er dengelt

und mäht wieder. Vrene und die nicht ganz kluge Schwester ihres Mannes zetteln und wenden das Gras. Einesmals steht die Witfrau hinter ihm. «Nur g'stät, es reicht jetzt schon. Auf einen Tag wird's dir nicht ankommen, Australien springt nicht fort. Wie wollten wir das viele Heu morgen eintun, ich und die Gritt?»

Heiri putzt das Sensenblatt mit einem Graswisch blank und schafft mit Gabel und Rechen. Er besieht sich nebenbei das Holz, das die Steinwiese unten begrenzt. «Schön Holz», röhmt er. «Jetzt, bei den guten Preisen, könnte man einen Teil herausnehmen, der junge Nachwuchs ist gut.»

Die Vrene nickt nur so wie nebenbei. «Mit der Abfuhr hätte es auch keine Not, seitdem der Bodenweg am Bärenbach gemacht ist. Aber wen wollt' ich jetzt anstellen, der beim Fällen auch richtig auf das Jungholz achtigt? Muss man halt zuwarten, der Bub ist erst vier Jahre.» «Schön Holz», wiederholt Heier und schafft weiter. Das halbdürre Heu wird gegen Abend zu kleinen Mahden eingereicht, und Heier mäht wieder. «Auf einen Tag kommt's mir nicht an.»

«Was kostet eigentlich das Schiff, wenn einer nach Australien fahren will?» fragt Vreni nach dem Abendessen, während die Gritt draussen in der Küche hantiert und manchmal halblaut mit sich selber spricht. Er weiss ihr nicht genau Aufschluss zu geben. «Das wird halt schon ein wenig auf den Wind ankommen; aber man hat mir in Schönau auf der Sparkasse gesagt, als ich mein Geld holte, es werde schon so um die sechshundert Steine herum rumpeln.»

Sie schlägt die Hände zusammen. «Ein Sündengeld! Mit so viel wäre mir für alle Zeit geholfen. Ich darf mich ja, was die Schulden angeht, jeden Abend getrost ins Bett legen; aber bares Geld kommt einem nicht ins Haus geregnet. Das Waisenamt plagt mich nämlich, ich soll der Gritte 700 Franken in die Kasse tun. Nun — bis Jakobi habe ich noch Zeit, bis dahin wird sich vielleicht Rat finden lassen.»

Der Heier ist im Stillen überzeugt, der Rat sei schon halb und halb gefunden. Auf seinem Lager in der Dachkammer fällt ihm ein, dass schon viele Auswanderer den Schifflohn mit Kohlenschaufeln verdient hätten. Er betrifft sich nachher unversehens auch noch über einer andern Erwägung, ohne jedoch aus dem etwas verworrenen Gespinst einen rechten Faden herausbringen zu können. «Jetzt denkt sie unten im Bett vielleicht an das gleiche», geht es ihm vor dem Einnicken durch den Kopf.

Morgens, früh mit dem Tag, mäht er wieder. Als die Vrene um sechs Uhr zu Tische ruft, steht auf der Tobelwies kein Halm mehr. Wie der Heier mit der Sense auf der Schulter am Hause hingehet, kann er sich's nicht versagen, einen der Webkellerläden etwas in die Höhe zu heben. Wenn ein Webstuhl unten gestanden hätte, wäre er wohl nach dem Morgenessen nach Australien weitergereist.

Ob er nicht noch einen Tag, einen allereinzigsten Tag bleiben würde? fragt und bittet Vrene, während sie ihm den duftenden Eierkuchen neben das Kaffeetöpfchen hinstellt.

«Was ich abgemäht habe, das trage ich auch noch ein», sagt er ohne aufzusehen. Er hat seine Augen vorhin, als sie Milch und Brot auftrug, verstohlen ein bisschen an ihr auf und ab spazieren lassen und weiss in Gedanken noch ganz gut um ihr Wesen Bescheid.

Das Wetter lässt sich herrlich an, man kann gleich nach dem Mittagessen mit Eintun anfangen. «Du machst so verrückte Bürden», meint Vrene, als sie ihm wieder einmal beim Binden zusieht.

«In Australien kann ich einweg kein Heu eintragen», erwidert er nach einem Besinnen. Da muss ich doch mit meiner Kraft vorher noch einmal so recht den Grossen machen.»

Sie lächelt, es ist ein etwas geheimtuerisches Lächeln, das er gleichwohl zur Hälfte versteht. Die vier Augen schliessen über die duftende Heubürde hinweg den ersten, knappen Bund.

Nun steht er schon mit der schweren Last auf den Beinen und wirft sie mit gewaltigem Ruck auf dem Nacken zurecht. Sie streicht flink die herabhängenden losen Halme ab; da kommen unter dem Heuversteck hervor ein paar sehr gewichtige Worte:

«Australien liegt weit. Morgen ist mein letzter Tag hier — es wäre denn, du sagtest, ich solle dableiben. Halt nicht bloss als Knecht, du weisst schon, wie ich es meine.»

Sie braucht nicht lange nachzurübeln. «Willst du nicht erst die Bürde hinauftun und dann nachher zu mir in die Stube kommen?»

«Nein, jetzt will ich es wissen — da am Bord, in dieser Minute!»

Er dauert sie wahrhaftig unter seiner Last, sie darf ihn nicht hinhalten. «O du! — Ich habe dich ja schon gern gesehen, als der Sali noch das Leben hatte. Ist vielleicht stark Sünde gewesen, aber du hättest es — im andern Fall — sicherlich nie zu wissen bekommen.»

Da wirft er die Bürde kurzerhand ab und nimmt das Vreni in die Arme. Das geht so schnell, dass sie ihm nicht hätte aus dem Weg gehen können, auch wenn es ihr daran gelegen gewesen wäre. Es schickt sich ihr freilich nur für einen Augenblick, sie lässt sich mit Not zu einem Kuss herbei. «Eh — du Junggesell, du bist doch nicht in Australien!»

Schon schafft sie wieder mit dem Rechen, als ob ein Wetter übers Bärentobel heraufzöge, und der Heier sieht sich nach seiner Bürde um, die den Rain hinab ins Unterholz hineingekollert ist. Kaum hat er sie aus den Stauden herausgetrohlt, so taucht auch schon die Gritt mit dem Büblein an der Hand am Gupf drüber auf. «Siehst du nun!» ruft ihm Vrene mit gedämpfter Stimme zu. «Du musst fürderhin schon etwas gelassener tun, denn so eine will ich einstweilen vor den Leuten noch nicht sein.»

Dem Heier läuft die Arbeit nachher erst recht wie geölt aus den Händen. Einmal sagt er zu seiner Meisterin im verstohlenen: «Du, Vreni, ich habe beim Hinaufsteigen manchmal so ein Gefühl. Es ist mir gar nicht zumut, als ob ich fremdes Heu auf dem Buckel hätte.»

Mit den Einschlafen hapert es diese Nacht, obwohl es am Müdesein nicht fehlt. Einmal pickt ihn der Gwunder so stark, dass er sich halb anzieht und barfuss die zwei Stiegen hinabgeht. Bei der untern knarren die Tritte recht unverschämt, als wollten sie einen Dieb verraten. Er muss immer wieder stillstehen und sich auf den Rückzug besinnen.

Endlich steht er doch in der stockdunklen Stube. Die Wanduhr tickt hart, sie ist in diesem Augenblick sein böses Gewissen:

Tick—tack—Lumpenpack!
Nink—pink—schäm—dich—Fink!

Zweimal hat er die Knöchel gespitzt, um an die Türe zu pochen — erst das drittemal gibt es einen leisen Ton, vor dem er doch wie ein Verbrecher zusammenfährt.

Stille im Haus, keine Maus regt sich.

Soll er zum zweitenmal klopfen? Nein. Jetzt würde er selber erschrecken, wenn ein Laut aus der Kammer käme. Er drückt sich hinaus, die Türe hat er vorsorglich offen gelassen. Fast eine halbe Stunde lässt er sich Zeit, Stufe um Stufe in seinen Verschlag hinaufzusteigen. Jetzt kann er schlafen wie einer, der ein gutes Werk getan hat.

Die Vrene fragt am andern Tag, während sie ihrem Mähder auf der Steinhangwiese einen Trunk einschenkt: «Du, Heiri — bist du nicht in der Nacht in der Stube gewesen?»

Er muss sich verlegen abwenden. «Ich habe gedacht, du ersetztest dich jetzt wieder bis zum hellen Morgen. Da wollte ich dir nur schnell sagen, dass du das Geldlein für die Gritte von mir haben kannst.»

«Ich habe dir das zugetraut, Heiri», gibt sie zurück. «Denn ich weiss, dass du ein Guter bist. Wenn wir nicht da auf der Wiese wären, wollte ich dir jetzt einen Kuss geben. Du bekommst ihn dann aber doch, es wird sich schon einmal schicken. Ich will es dir jetzt bekennen, ich habe das Klopfen gehört. Einen Augenblick habe ich ans Aufmachen gedacht. Aber ich habe halt am Abend den Buben ein wenig zu mir ins Bett genommen. Da ist er mir dann eingeschlafen, und ich konnte es nicht übers Herz bringen, ihn zu wecken. Gelt, du nimmst mir das nicht übel?»

«Wenn ich dir das übel nähme, dann würdest du mich besser nach Australien schicken.» —

Fünf oder sechs Tage lang haben wir daheim auf der Wehrtanne nicht gewusst, dass der Heier nur bis zur Haberen hinabgekommen war. Eines Abends beim Nachtessen hat die Mutter sich seitwegen besonders schwer gehärrmt. «Ach — jetzt ist der Heinrich vielleicht schon auf dem grossen Weltmeer, ich hab' eine Ahnung, dass ihm das Heimweh fast den Tod gibt. Oh — wenn

er gar in seiner Not ins Wasser springen würde! Und die Haifische schwimmen um das Schiff herum mit ihren aufgesperrten Rachen, wo man mit einem Fuder Heu einfahren könnte!»

Da bringt der Schang vom Kirschgarten einen Brief, den der Bote dort für uns abgegeben. Ich habe die Schrift gleich erkannt. Der Brief war nur auf ein ausgerissenes Schulheftblatt geschrieben, er lautete:

«Liebe Eltern und Geschwister! Ich bin denn also glücklich in Australien angelangt, die Gegend gefällt mir gut, und ich gedenke zu bleiben. Wenn Ihr mir schreiben wollt, so ist die Adresse: Frau Witwe Verena Gutknecht, geborne Mäder, auf der Haberen, Post Steiniggrund. Von wem, werdet Ihr wohl erraten?»

Der Vater ist gleich am andern Tag hinabgegangen und hat dem Nichtsnutz die 500 Fran-

ken wieder abnehmen wollen; aber die sind schon in einem andern Säckel gewesen. Zu mir hat der Heier, wie er nach dem Heuet als Verlobter mit seiner Vrene zum erstenmal heim auf Besuch kam, hinterm Haus gesagt: «Du, Urech, wenn du von Australien eine Ahnung hättest, du würdest schon morgen dorthin abdampfen. Ich behaupte steif: es kann keine zweite Welt geben, auf der es so unglaublich kurzweilig ist, wie auf der unsrigen. Eine Angst kann man schier bekommen vor den vielen, vielen Jahren, von denen immer eines noch schöner als das andere sein wird.»

Es ist wohl nicht zu verwundern, dass der Heier dann noch auf Jahre hinaus der Australier hat sein müssen, wie denn ja das Höflein auf der Haberen noch heut scherweise Australien heisst.» — —

(Aus dem Roman «Der wunderliche Berg Höchst».)

Der Sekundarschulweg

Von JAKOB OETTLI

Mein Vetter Alfred und ich waren sehr unzufrieden mit dem Herrn von Thurberg. Der hatte, wie die Geschichte erzählt, von seinem stolzen Schlosse aufs Thurtal zu seinen Füssen geblickt. In unzähligen Windungen und Seitenarmen wanderte damals das Wasser westwärts, und wenn der Fluss am Winteranfang oder im Frühling grosse Wassermengen führte, überschwemmte und verheerte er die ganze Ebene. Die Bauern da unten kamen drum nie aus ihrer Armut heraus. Der Herr von Thurberg wurde nun der Wohltäter des Tales, indem er die Wasser in ein Bett zwang und dabei sein Vermögen opferte.

Wir zwei Sekundarschüler empfanden aber diese Tat nicht als Wohltat; denn wir mussten ein Gedicht auswendig lernen, welches die Tat des guten Ritters besang, und überdies war der Weg durch die Ebene auf der guten Landstrasse und über die sauber eingebettete Thur langweilig. Durch Gebüsch, über Wasserläufe hinweg, durch Pfützen und über Steine wäre er reizvoller gewesen.

Nun, wir halfen uns. Wenn der Sommer trocken war, wurde durch das mit mächtigen Steinen aufgeföhrt Hauptwuh der grösste Teil des Thurwassers in den Fabrikkanal gezwängt, und nur vereinzelte Rinnale wanden sich unterhalb dieser Stau-Einrichtung zwischen grossen Steinen hindurch. Es war lustig, da unten, von einem Stein auf den andern hüpfend, den Fluss zu überqueren. Das bot mehr Vergnügen als der Weg über die alte Brücke, besonders wenn Alfred bei einem etwas grossen Sprung vom Stein glitt und ins Wasser plumpste, oder wenn mir einer der Schuhe, die wir in den Händen trugen, entfiel und davon schwimmen wollte.

Es war ein heißer Spätsommernachmittag. Wir hatten das Weinfelder Ufer wieder einmal glück-

lich erreicht, wenn auch nicht mit ganz trockenen Kleidern und mit erheblicher Verzögerung, so dass wir schleunig in unsere Strümpfe und Schuhe schlüpften. Die Kleider waren stellenweise vom Wasser nass. Wir wurden beim Rennen vom Schwitzen nass. Trotzdem kamen wir verspätet in die Stunde. Es setzte eine Strafaufgabe ab: Wir mussten Grund und Ursache unseres Zuspätkommens in einem mindestens zweiseitigen Aufsatz darlegen. Auf morgen schon. Das war hart. Und wir verwünschten den Herrn von Thurberg, der die Thur eingebettet hatte, obwohl er an unserm Missgeschick unschuldig war. Wir verwünschten auch den Lehrer. Es war unverschämt von ihm, dass er sich erlaubte, zwei sonst gewissenhafte, wenigstens in ihren eigenen Augen gewissenhafte Schüler derart zu strafen, ohne vorher mit seinem älteren Kollegen, Herrn Graf, Rücksprache zu nehmen. Das wäre ihm, dem jungen Schnaufer, der doch nur, und zwar erst seit gestern, Stellvertreter war, angestanden. Schneidig war er. Das musste zugegeben werden. Er brachte Leben in die Klasse, die unter dem eben zurückgetretenen alten Herrn Guhl ein gar beschauliches Dasein geführt hatte. Aber er hatte es gestern, gleich bei seinem Eintritt ins Schulzimmer, mit uns verdorben. Türe aufreissen, zuwerfen, ohne Gruss vor die Klasse schwirren — das ging gegen die gute Sitte. Und welches war sein erstes Wort an uns? Kaum war die Türe ins Schloss gefallen, schnarrte er mit einem uns Mittelthurgauern widerwärtigen Gaumen-R, noch auf dem Wege zum Lehrerpult: «Wir wollen heute ein wenig Grammatik treiben.»

Mit Grammatik hat noch kein Lehrer die Herzen der Schüler erobert.

Das war also gestern seine Eröffnung gewesen. Und heute diktierte er uns schon eine Strafaufgabe.